

DIE FACKEL

Nr. 174

WIEN, 31. JÄNNER 1905

VI. JAHR

[Zwei Bahnkatastrophen]

Man kann, wenn man von Wien nach Prag will, auf zwei Arten um's Leben kommen: durch die Nordbahn und durch die Franz—Josefs—Bahn. Eine solche Auswahl guter Verbindungen mit dem Jenseits macht uns stolz. Nach der Katastrophe von Hohenau erklärte ein hervorragender Technologe dem Reporter der 'Neuen Freien Presse', »ein großer Teil des im Inland erzeugten Schienenmaterials sei infolge der Reinheit des Roheisens so vorzüglich, daß bis vor einem Jahrzehnt noch die Verhältnisse in Österreich entschieden günstiger zu nennen waren als in Deutschland«. Und nach der Katastrophe bei Tabor erklärte der Eisenbahnminister den interpellierenden Abgeordneten, daß »sich die technischen Einrichtungen auf den österreichischen Staatsbahnen und ihre Handhabung auf der vollen Höhe der Anforderungen befinden, welche der moderne Verkehr an sie stellt«. Österreich ist das Land, in dem Schlamperei zum Schicksal wird und Schicksalswendungen durch Redewendungen übertüncht werden. Nie wird eine Bahnverwaltung mehr gelobt als nach einem Unfall. Auf der Nordbahnstrecke fliegen die Waggons über die Böschung, und die 'Neue Freie Presse' druckt die »die Öffentlichkeit beruhigenden« Mitteilungen des Technologen. Dieses mörderische Bemühen, die Öffentlichkeit immer zu »beruhigen« — sie, die den begründetsten Anspruch darauf hat, beunruhigt zu werden! Daß ihn die Erklärung des Fachmanns eigentlich erfüllt, war im Phrasendunst nicht mehr zu erkennen. »Ein großer Teil« unseres Schienenmaterials — nicht das ganze — ist so vorzüglich, daß »bis vor einem Jahrzehnt« die Verhältnisse in Österreich günstiger waren als in Deutschland. Der typische Ausdruck österreichischen Stolzes auf Errungenschaften, in denen wir *früher* konkurrenzlos waren. Wir wännen immer, daß mit unserem Ruhm der Fortschritt der anderen nicht Schritt halten könne, und sind heute noch auf die Wiener Kipfel stolz, weil man sie vor zwanzig Jahre in Berlin nicht so schön verfertigen konnte. Im österreichischen Beruhigungswörterbuch stehen Wendungen, die sich zur Rehabilitierung jeder Institution, deren Ansehen durch gravierende Tatsachen erschüttert wurde, nach Belieben verwenden lassen. Zur Aufdeckung eines Justizmordes wird eine Enquete einberufen, und das Resultat ist die von dem leidenschaftlichen Verteidiger der Unschuld ausgesprochene Erkenntnis, daß Österreich die »beste Justiz der Welt« habe. Eine Interpellation führt aus, daß die beiden letzten Bahnunfälle vermuten lassen, »der Oberbau unserer Eisenbahnen sei den in enormer Weise seit dessen Herstellung gesteigerten Anforderungen nicht mehr vollkommen gewachsen«, beklagt, daß »aus Gründen der Sparsamkeit zu leichte Schienenprofile gewählt und verwendet werden«, fordert, daß »aus Rücksicht auf die Sicherheit des Reisepublikums und auf die Stabilität des Verkehrs derartige Übelstände beseitigt werden«. Die Antwort der Offiziellen ist vor allem eine Lobeserhebung der Bahnverwaltungen und dann die Zusage, noch anderweitige »Erhebungen« zu pflegen ...

Ein Vortrag des Landesausschusses Leopold Steiner, in welchem er für die Trennung der Lehrtätigkeit von der Ausübung der Praxis bei den Klinikern eingetreten ist, hat die 'Neue Freie Presse' so alteriert, wie wenn jemand mit dem Vorschlag, die publizistische Meinungsmache vom Inseratengeschäft zu trennen, ihr ins eigene Fleisch geschnitten hätte. Da ein Geschäft gestört werden soll — wenn auch zum Vorteil der Wissenschaft — meldet sie sich zum Wort. Eine »hervorragende klinische Seite« hat ihr versichert, daß »viele Beobachtungen von hohem wissenschaftlichen Werte aus der Privatpraxis stammen«. Aber das ist nicht wahr; die meisten der Fälle können den oft umständlichen, zeitraubenden., mitunter auch lästigen Untersuchungen gar nicht unterworfen werden. »Der praktische Arzt lernt in der Praxis bei Konzilien vom Kliniker.« Das ist möglich; und die Ärzte haben sich auch nie dagegen gewehrt, daß Professoren zu Konzilien herangezogen wurden. Wogegen die Praktiker aber — so versichern mir einige, die ihre Beschwerde mit Daten belegen — Front machen, das ist die Ausübung der Privatpraxis durch Professoren oder solche Herren Dozenten, die oft dank ihren Verbindungen sich den Professortitel ergattern und dann zu Preisen, die kaum oder gar nicht höher sind als die der Praktiker, Behandlungen von Patienten durchführen. Ist dies schon schäbig genug, so benutzen manche die Konzilien oder, wenn sie ohne Vorwissen des Arztes zu Konsultationen geholt werden, diese Gelegenheit, die sie überhaupt nicht ohne Verständigung des Ordinarius annehmen sollten, zu schamlosen Preisanerbietungen, wenn nicht Preisunterbietungen, um in den Besitzstand des Hausarztes einzudringen. Von einem vielgerufenen Herrn — man läßt ihn zu den Kindlein kommen — wird erzählt, daß er in einem Krankenzimmer fragte: »Was zahlen Sie Ihrem Hausarzt?« Antwort: Zwei Gulden. »Geben Sie eine Krone drauf, und *ich* komme zu Ihnen.« Solcher Illustrationsfakten gäbe es eine ganze Menge. Wenn diesen Herren, die ihre Lehrverpflichtung um der auri sacra fames willen vernachlässigen, ein wenig auf die Hühneraugen getreten wird, so hat der Vorschlag des Herrn Steiner immerhin seine Berechtigung. Die »hervorragende klinische Seite« entblödet sich nicht, die Frage auch vom Standpunkt des Fremdenverkehrs zu behandeln. Vielleicht, um dem Landesausschuß zu imponieren. Daß »die praktische Tätigkeit hervorragender Kliniker Tausende wohlhabender Kranker aus der Ferne heranzieht«, wird wohl nur so lange wahr sein, als eben der Weltruf der Kapazitäten durch die Vernachlässigung der Forschertätigkeit nicht völlig untergraben ist. Dann wird auch eine Erhöhung der Trinkgelder für Hotelportiers und das »Heranziehen« der fremden Kranken durch die auf den Bahnhöfen postierten Agenten nichts mehr nützen. Daß die »Wechselbeziehungen zwischen dem Kliniker und dem Hausarzte am Krankenbette von nicht zu unterschätzendem Werte sind«, ist ja wahr. Ob aber mehr von wissenschaftlichem oder solchem Werte, der sich in der Höhe der an arme Ärzte gezahlten *Provisionen* ausdrückt, bleibe dahingestellt. Nun, es wäre schade, wenn eine rauhe Hand, die die Wissenschaft vor Vernachlässigung und die Patienten vor Ausbeutung schützt, wirklich in die unterschiedlichen Idyllen friedlich akademischer Geschäftstätigkeit hineinfahren wollte. Wenn sie zum Beispiel in die Wiener Sanatorien langen wollte, wo tagtäglich die moderne Chirurgie die kühnsten Finanzoperationen glücklich ausführt ...

Die verstaatlichte Technologie

Der Unterrichtsminister Dr. v. Hartel hat am 19. Jänner die Verstaatlichung des technologischen Gewerbemuseums feierlich vollzogen. Die offiziellen Reden drückten allseitige Befriedigung der Festteilnehmer aus, nur einige Professoren der Anstalt sind mißvergnügt, weil die Fürsorge des Unterrichtsministeriums keine Verbesserung der Bezüge, eher deren »Regulierung« voraussehen läßt. Schon seit ihrem Bestande ist die Anstalt organisch ein Teil des Staatsgebäudes und wahrlich nicht der letzte Ziegel auf dessen Dach. Aber die Lage war unsicher, an der Wetterseite, in der Zone der wechselnden Zufälle; die Existenz vom guten Willen privater, von der Freigebigkeit *liberaler* Körperschaften abhängig. Kein Wunder also, daß die Anstalt Schulden hatte, von der Hand zum Mund lebte, wie man's erzählte. Dieser Leumund von einer bürgerlich bemakelten Lebensführung ist — da er eine Anstalt betrifft, die Dezennien der Öffentlichkeit dient und die geistige Mutteranstalt des Gewerbeförderungs— und Bildungswesens der Monarchie ist — bezeichnend für die chronische Misere der staatlichen Zustände in Österreich. Zu begrüßen ist es also, daß der Staat, der bisher pflichtlässig bloß schäbige Alimente gezahlt hat, endlich die Anstalt an ihrem 25. Geburtstag legitimiert. Die Ursachen, warum gerade die technologische Mutteranstalt die Taschen gewerblicher Vereinspatrioten belasten mußte, während doch der größte Teil der gewerblichen Versuchsanstalten und Schulen schon längst vom Staate betreut wird, müssen bis in die Zeit der Gründung des technologischen Gewerbemuseums zurückverfolgt werden. Die Geschichte des Museums ist nämlich, obgleich eine ehrenvolle Geschichte österreichischer Begabung, doch nicht frei von trüben Kapiteln, in denen die Niederschläge des Strebertums und kleinlicher Eifersüchteleien abgelagert sind. Allerdings wird man diese Kapitel in der offiziellen Jubiläumsfestschrift, die Sektionschef Exner veröffentlicht hat, vergeblich suchen, wiewohl dort hervorgehoben wird, daß die Idee eines Gewerbemuseums im Weltausstellungsjahr 1873 ¹ aufgekeimt ist. Der Direktor der Ausstellung Baron Schwarz—Senborn hat zuerst die Notwendigkeit eines solchen Institutes betont, jedoch ohne Erfolg. Er war aus der Welt des Großen gekommen, aus Amerika, aus dem Horizont seines diplomatischen Berufes gleichsam herabgestiegen. Ein Österreich—Entrückter, dem Gehaben nach ein Lord, hielt er die Weltausstellung, die ein Krampf war, für eine Kraftprobe des neuverjüngten Österreich, das nach dem Verlust der mitteleuropäischen Vorherrschaft sich in aller Hast politisch regeneriert hatte und durch das Prunkspiel einer Weltausstellung den Eindruck einer unerschütterten Weltmachtstellung hervorrufen wollte. Damals suchten sich die Menschen, die soeben verprügelt worden waren, durch Stimulantien aufzureizen. In der Überfülle des »wirtschaftlichen Aufschwungs« konnte Schwarz—Senborn über fast unbeschränkte Geldmittel verfügen, die er auch dazu benützte, Gigantisches zu schaffen. Er ließ von Scott—Russell eine Holzkonstruktion für die Rotunde erfinden, aber in Österreich waren Urwaldstämme von jenen Mammutdimensionen, die dem Baron von Amerika her in Erinnerung schwebten, nicht aufzutreiben. Zum Glück gab's Eisen in Fülle. Und so wurde denn die Rotunde statt aus Holz, eilig und unvollständig aus Panzern gefügt, die hinreichend löcherig waren, um dem indiskreten Frühjahrsregen Durchlaß zu gewähren ... Und dieser Direktor technischer Mißgriffe wollte den schadenfrohen Wienern, die

1 Die Wiener Weltausstellung war die erste im deutschsprachigen Raum. Die Niederlagen in den Kriegen gegen Frankreich und Deutschland sollten damit in Vergessenheit geraten. Eine Attraktion war die 1873 abgebrannte Rotunde mit der weltgrößten Kuppel (108 m Ø).

in der Rotunde demonstrativ Regenschirme aufspannten, ein »Athenäum« organisieren, Gewerbereformen predigen, die Technologie mit vollen Händen fördern, sie schon damals, vor mehr als 30 Jahren, verstaatlichen! ... Die liberale Flutwelle hatte zwar den Leviathan der Weltausstellung glücklich ans Ufer gebracht, doch die Cholera und der »Krach« setzte dem Aufschwung ein rechtzeitiges Ende, der Tätigkeit Schwarz—Senborn's aber ein vorzeitiges Ziel. Das Defizit des Prunkspiels betrug 17 Millionen Gulden und die Hirten des Staates führten nun allen frommen Schafen den Ausstellungsdirektor als Sündenbock des Mißerfolges vor. Es war die Rache der Bürokratie an dem Beamtenfeinde, die Ranküne der Übergangenen gegen den selbstbewußten Amerikaner. Von einem »Athenäum« unter der Leitung des Barons konnte weiter keine Rede sein, umso weniger, als die seßhaften Mittelmäßigkeiten, dann die Präsidenten von Gewerbevereinen und Handelskammern jetzt gegen den Mann, den man oben fallen gelassen hatte, offen Front machten. Diese Gewerbevereine, Handelskammern und Kunstgewerbler waren zwar untereinander immer spinnefeind, wenn sich's darum handelte, die Vorhand bei Ausstellungsarrangements zu erhaschen und den Frack für die Ordensgabe bereit zu halten, aber nun, da ihnen einer aus Amerika soeben die schönste Gelegenheit, sich hervorzutun, erschwert hatte, wollten sie ihm's nachtragen und waren somit einmütig in dem Gedanken, ihm nicht auch in der Gewerbeförderung den Vortritt zu lassen. Das heimische Gewerbe — sagten sie — könne viel billiger gerettet werden, als es je der Millionenverschwender der Weltausstellung zu Stande brächte. Man wollte selbst Opfer bringen, aber auch das Heft in der Hand behalten. Die Idee des technologischen Institutes wurde also nicht mit dem Gold des Staates glanzvoll verkörpert, sondern mit dem Blei bürgerlich beschränkter Opferwilligkeit schwerfällig ausgestaltet. Dazu hat man gerade ein Vierteljahrhundert gebraucht.

Für diese Fahrtrichtung liberaler Opportunität war der Professor der Mariabrunner Forstakademie Exner der richtige Mann. Sein Regisseurtalent mit dem rechnerischen Sinn für das Erreichbare, seine Gabe, fortschrittliche und wirtschaftliche Phrasen glaubwürdig vorzutragen, seine Bekanntschaft mit den österreichischen Schwächen mußte die Wahl auf ihn lenken. Die Stellung, die der Diplomat von Beruf verscherzt hatte, fiel nun dem Diplomaten des Anpassungsvermögens in den Schoß. Als Dozent technischer Gegenstände, deren Vermittlung sein Ehrgeiz als Nebengeschäft betrachtete, wäre Exner an der Akademie verholzt, und es klingt wie eine Selbstverhöhnung jener Zeit, die schamlos die »Fruktifizierung« von Wäldern betrieb, wenn man hört, daß die technologische Anstalt nach dem Vorschlag Exner's mit einer »Sektion für Holzindustrie« eröffnet wurde und daß Minister v. Banhans, trotz der Kompromittierung im Prozeß Ofenheim flott im Oberwasser, im Namen des Staates einen *Gründungsbeitrag* leistete ...

Die technologische Anstalt hat also keine einwandfreie Abstammung, aber als Kind der Sünde ist sie vielleicht eben deshalb umso besser geraten. Eine Anomalie des technischen Jahrhunderts ist es jedoch, wenn der Staat der *gewerblichen* Technik aufhilft, aber der *großen* Technik gegenüber, der Ingenieurkunst, von der die gewerbliche Technik die Wissenschaft empfängt, den Grundsatz der langen Bank aufrecht erhält. Diese Kunst fristet sich kümmerlich in veralteten Lehrstätten durch, ist in ihrem Lebensnerv unterbunden, da ihr alle modernen Hilfsmittel vorenthalten werden. Nur die Elektrotechnik hat ein würdiges Heim. In Charlottenburg hingegen erhebt sich ein Komplex von Palästen, es sind Lehrstätten und wissenschaftlich—technische Versuchsanstalten. Dort wohnt auch der lenkende Geist der modernen Technik. Die Arbeitsergebnisse der physikalisch—technischen Reichsanstalt z. B. zählen nach

Hunderttausenden. Seit dem Jahre 1899 wurden dort allein rund 300.000 mechanische, thermische, optische und elektrische Meßapparate nachgeprüft. Die Wirksamkeit der Ingenieurlaboratorien, die technischen Materialuntersuchungen und die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse können gar nicht gezählt, sie müssen gewogen werden. Die parallele Tätigkeit in Österreich verschwindet dagegen. In Wien wird man vielleicht in 25 Jahren anfragen dürfen, ob derartige Institute überhaupt bestehen, ob sie gar schon verstaatlicht sind! ... Das gesegnete Österreich kann warten, wie ein Gutgläubiger, der die verlorene Zeit immer einbringen kann — hat er doch die Ewigkeit vor sich ...

Wien

Professor Victor Loos

* * *

[Der Zeugniszwang]

Der Preßkötter ist wieder einmal von der Hundswut befallen. Der »Zeugniszwang« hat's ihm angetan. Und jeder Tag läßt uns jetzt dank den erschöpfenden Berichten über die »Protestversammlungen« neue Symptome des Leidens erkennen. Das gelindeste ist die Forderung, daß die Gleichstellung des Redaktionsgeheimnisses mit dem Amtsgeheimnis gesetzlich anerkannt werde. Aber schlimmer als Größenwahn ist die Dummheit, die der Welt einredet, der Oberste Gerichtshof bestehe auf einem Verrat der »Gewährsmänner«. In Wahrheit ist im Gesetz für jene berücksichtigungswerten Fälle, in denen auch dem Redakteur die Aussage zur Schande oder zum Schaden gereichen würde, ausreichend vorgesorgt, und der Oberste Gerichtshof will die Enthebung des Redakteurs vom Zeugniszwang bloß von der Prüfung des Einzelfalles abhängig gemacht und nicht als die Anerkennung eines Privilegs bestimmt wissen. Kein Untersuchungsrichter, dem sich ein Autor oder der verantwortliche Redakteur als Täter stellt, wird auf den »Gewährsmann«, dessen Verborgtheit auch in den seltensten Fällen schimpflich ist, erpicht sein. Aber daß eine prinzipielle Befreiung vom Zeugniszwang unerhört wäre, weist sich an jenen viel häufigeren Fällen, wo nach dem Autor (nicht »Gewährsmann«) eines Artikels gefahndet wird, an dessen Erscheinen der verantwortliche Redakteur bloß durch Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge beteiligt sein will. Ein Lump, auf den alle Welt als den ständigen Verfasser anonymer »Wochenplaudereien« mit Fingern zeigt, wird wegen Beleidigung angeklagt. Wie soll man seine Autorschaft, die stadtbekannt ist, auch gerichtsbekannt machen, wenn er leugnet und die Einvernahme der Herren Kollegen infolge der Heiligkeit des Geheimnisses, das eine Schurkerei deckt, unstatthaft ist? Oder der verantwortliche Redakteur ist gar Abgeordneter und kann demnach auch wegen »Vernachlässigung« nicht verurteilt, nicht einmal zum Abdruck einer Berichtigung gezwungen werden: da sollte, zum Teufel, kein Redaktionsgenosse verhalten werden können, über den anonymen Urheber einer Beleidigung — den besoldeten Journalisten, nicht den privaten Informator — Auskunft zu geben? Die Ära Koerber hat die Bäume, so da täglich zweimal Blätter tragen, in den Himmel wachsen lassen. Vielleicht hat der neue Justizminister die Courage, den Herrschaften zu sagen: daß ihre Wünsche nach gesetzlicher Heiligung ihres Redaktionsgeheimnisses bedingungslos erfüllt werden können, wenn sie sich auf ihren Rütlis zu dem Schwure einigen, daß ihre verantwortlichen Redakteure künftig verantwortlich sein werden.

* * *

In Österreich wird jetzt nur mehr von der »Ehre« gesprochen. Aber für dieses Land hat noch immer die Falstaff—Moral recht, die da verkündet, daß man Ehre nicht essen kann. An jenen Rechtsgütern vorbei, die greifbarere Werte darstellen, wirft sich der Scharfsinn der Reichsjuristen auf die kuriose Frage, ob man die Duelle der Adelligen aus der Welt schafft, wenn die Bürgerlichen gegen Zeitungsangriffe besser geschützt werden. Im Herrenhaus wurde neulich wieder die hypertrophische Entartung des Ehrbegriffs, an der ein Teil der Bevölkerung fast so sehr wie der andere unter dem Hunger leidet, sichtbar. Hofrat Dr. Lammasch begründete seinen Antrag »zur Verbesserung des Schutzes der Ehre«. Und das in Ehrendingen ausschließlich kompetente Organ des Herrn Wilhelm Singer, das fast nur mehr aus Ehre und Inseraten besteht, schrieb:

»Zutreffend ist es jedenfalls, wenn Hofrat Dr. Lammasch es als eine Unzukömmlichkeit bezeichnete, daß ein Einzelrichter, nachdem er soeben etwa ein Urteil wegen eines maulkorblosen Hundes gefällt hat, eine Ehrenbeleidigungsklage verhandeln, einen Wahrspruch über das höchste Gut des Menschen, über die Ehre schöpfen soll.«

Die Sache wird mir zu dumm. Herr Singer scheint zu glauben, daß das Strafurteil, das wegen eines maulkorblosen Hundes gefällt wird, den Hund schützen soll. In Wahrheit schützt es den Menschen, wie das Urteil über eine Preßbeleidigung nicht den maulkorblosen Preßköter; sondern den Menschen schützt, dem er an die Wade gefahren ist. Und ich wage zu behaupten, daß der Rechtsschutz der Gesundheit dringender ist als der der Ehre. Man zwingt Herrn Singer, den Empfindlichen, auf dem nächsten Preßkongreß in Lüttich Farbe zu bekennen: ob ihm der Biß eines Hundes erwünschter ist als ein Zeitungsangriff. Wer es für eine schimpfliche Zumutung hält, als Kläger oder Angeklagter vor einem Richter zu stehen, der »soeben« wegen eines maulkorblosen Hundes verhandelt hat, müßte Gelegenheit bekommen, die Frage, ob ein Hundebiß oder eine Ehrenbeleidigung für das geringfügigere Übel zu halten sei, an seinem eigenen Leib zu entscheiden. Es ist töricht, ein Rechtsgut nach seiner »Würdigkeit« zu beurteilen und gar als Bekämpfer der Ansicht, daß Ehrverletzung blutige Sühne heische, das Rechtsgut der Ehre für »würdiger« zu halten als das der Gesundheit. Nur die größere Kompliziertheit, nicht der größere Wert der Rechtsmaterie könnte das Verlangen nach einem Spezialrichter verständlich machen. Schwieriger mag die Entscheidung über eine Preßbeleidigung sein, für wichtiger halte ich das Verfahren wegen eines maulkorblosen Hundes.

* * *

[Ein Sprachreiniger]

Die täglich zunehmende Sprachverhunzung durch liberale Redakteure nachweisen wollen, hieße, um ein Hugo Wolf'sches Bild zu gebrauchen, Eulen nach Tarnopol tragen. Aber ich erinnere mich nicht, den Schmock, der in seines Nichts durchbohrendem Gefühle sich seiner stilistischen Inferiorität bewußt ist, je als Sprachrichter im Sinne Schopenhauers¹ sich aufspielen gesehen zu haben. Sein antisemitischer Kollege ist weniger bescheiden. Obwohl er seine Grammatikfehler, die jener wenigstens mit einer gewissen Vir-

1 z. B. in »Parerga und Paralipomena« das Kapitel »Ueber Schriftstellerei und Stil« (... die gewissenlose Tintenkekerei unserer Zeit ...)

tuosität beherrscht, kaum zu lallen imstande ist, erfrecht er sich noch, anderen Sprachlektionen zu erteilen. Man hat sich daran gewöhnt, daß Leute, die täglich zweimal das »Deutschtum« statt eines guten Zahnputzmittels in den Mund nehmen, von den Sprachgesetzen ihres Volkstums keine Ahnung haben, daß ein Blatt, welches etwa jüdische Zeitung hieße, in besserem Deutsch geschrieben ist, als das Blatt, das sich dreist und allen guten Sprachgeistern zum Trotz 'Deutsche Zeitung' nennt. Aber verblüffend wirkt es, wenn die Eselsbank zu lehren beginnt. Einer ihrer Insassen, ein Feuilletonist jener 'Deutschen Zeitung', hat sich neulich gewaltig überhoben. Er wendete Äußerungen Schopenhauer'schen Zornes — mit und ohne Quellenangabe — auf die Werke jüdischer Zeitungsmacher an und versuchte an »Rechtschreibung, Grammatik und Stil« die Verwüstungen des Sprachgeistes durch den »Einbruch der galizischen Judenjungel in die deutsche Literatur« nachzuweisen. Aber die Wirkungen des Einbruchs der St. Marxer Viehtreiber in die Literatur sind auch nicht zu unterschätzen. Ob das Blatt des Herrn Vergani, ob die 'Deutsche Zeitung' dem Schopenhauer'schen Ideale reif sind, wer würde die Frage sofort zu bejahen wagen? Versteht doch selbst Herr Josef Johann Jekelius, der Verfasser des Feuilletons »Deutsch—jüdische Sprachsünden« von Rechtschreibung, Grammatik und Stil bloß so viel, daß er sich ihres Mangels bei anderen bewußt wird! Wenn er versichert, daß man in ein Judenblatt nur hineinzublicken brauche, »um sofort wie von einem Peitschenhieb mitten ins Gesicht getroffen, zurückzuprallen«, unterschätzt er da nicht seine eigenen Leser, denen er solche Empfindung nicht zutraut? Ihr Sprachgefühl wird »durch die Einwirkung des Judenstils auf *dasselbe*« nicht schwerer verletzt als durch die Lektüre seines Feuilletons. Wenn überdies ein Schriftsteller bei der Wahl der Beistriche eine so unglückliche Hand hat wie unser Sprachreiner, sollte er seine Reformvorschläge nicht auch auf die Rechtschreibung ausdehnen. Josef Johann Jekelius begnüge sich, der jüdischen Presse ein grammatikalisches und stilistisches Beispiel in dem Satz geliefert zu haben: »*Gegen* die sonstige unsinnige Silbenbeknappung hat sich schon Schopenhauer *mit* großer Erbitterung *über* diesen Vandalismus mit dem Heiligtum der Sprache gewendet *und erwähnt er, daß ...* «



BURGTHEATER 1873

Von Stanislaus v. Kozmian

Das Burgtheater ist noch heute das erste Theater der Welt, durch die große Zahl ausgezeichneter Talente, die es besitzt, aber es ist doch nicht mehr jenes über alles Lob glänzende Burgtheater, welches auch uns noch in Erinnerung geblieben ist, auf dessen Brettern die Anschütz, La Roche, Rettich, Seebach, Goßmann und so viele andere große oder vorzügliche Künstler unter einer sachkundigen und wirklich künstlerischen Leitung auftraten. Damals wurde Shakespeare, wurden die Werke großer deutscher Dichter mit ei-

ner Vollkommenheit gegeben, die nach meiner Überzeugung weder früher noch später jemals erreicht wurde. Auch heute noch hat das Burgtheater ganz ungewöhnliche Künstler und die Reste einer ausgezeichneten Tradition, aber es weicht allmählich, wie übrigens alles jetzt, von dieser Tradition ab und wird ihr untreu. Ich glaube, daß dies viel eher gewissen Mängeln der Leitung, als dem Mangel an Talenten zuzuschreiben ist. Selbst die besten, erfahrendsten Künstler bedürfen der Führung und Belehrung, und können, wenn es ihnen daran mangelt, keine Fortschritte machen; selbst das Spiel der erstklassigen Schauspieler muß im Ensemble der Vorstellung harmonisiert, ins Gleichgewicht gebracht werden. Diese führende und den richtigen Wegweisende Hand macht sich heute im Burgtheater nicht sehr bemerkbar ¹.

Auf den guten Bühnen herrscht jetzt ein natürliches, ungezwungenes Spiel, eine Sprechweise, die der im Salon üblichen nahekommt, eine gewisse Enthaltensamkeit in der Gestikulation — kurz gesagt: die Wahrheit. Die Affektation, die Übertreibung, die verhätschelte Sprache, die gezwungenen Gebärden, die sentimentalischen Blicke sind von den guten Bühnen verbannt worden. Diese heilbringende, notwendige Reform entspricht nicht nur unseren heutigen Vorstellungen, sondern den ewigen Regeln der Kunst und der Schönheit, weil nur das, was wahr ist, schön sein kann. Aber so wie jede andere, kann auch diese Reform durch Menschen oder äußere Umstände mißbraucht und auf Irrwege geleitet werden. Das beginnt auch hier. Immer deutlicher tritt die rein realistische Richtung hervor, welche die große Wahrheit verkennt, daß nur das, was natürlich ist, schön sein kann, daß aber nicht alles, was natürlich ist, auch schön ist ... Eine ganz realistische Komödie, eine treue und trockene Kopie des Alltags, ein Stenogramm von Szenen aus dem Leben, wäre langweilig, unausstehlich, undramatisch, wäre keine Komödie und überhaupt kein Kunstwerk, denn es würde ihr eben daran fehlen, was die Kunst vom alltäglichen Leben unterscheidet, was das Talent des Autors, die Inspiration des Dichters dem Werk einflößt. Dieses künstlerische Element unterscheidet die Kunst vom Realismus: wo es mangelt, dort gibt es keine Kunst, wo es vorhanden ist, hört der Realismus auf ... Erst recht unmöglich ist der Realismus in der Tragödie, welche die menschlichen Leidenschaften und Gefühle nicht nur aus Gründen der technischen Optik, sondern vor allem deshalb vergrößern muß, weil die Menschheit die großen moralischen und psychologischen Wahrheiten nur durch das Prisma der Phantasie wahrnehmen, begreifen und empfinden kann. Die wahre, gesunde, geniale Phantasie verunstaltet gewiß nicht, muß aber vergrößern. Die Tragödie und der Realismus bilden sonach den

1 Diese Bemerkungen des polnischen Schriftstellers sollen bald in einer Sammlung seiner auf Wien bezüglichen Artikel, die den Titel »Wiener Briefe« führt, erscheinen. Stanislaus v. Kozmian ist, so schreibt mir der Übersetzer, eine Persönlichkeit von merkwürdiger Vielseitigkeit. Seit mehr als vierzig Jahren in vorderster Reihe stehender Führer der polnischen konservativen Partei, der bedeutendste polnische Publizist und theoretisch sowohl als praktisch der erste polnische Theaterfachmann. Als langjähriger Theaterdirektor in Krakau hat er eine ganze Generation von Schauspielern ausgebildet, und, obgleich er diese Stellung schon vor zwanzig Jahren aufgab, wird noch immer von der »Kozmian—Schule« gesprochen. Seit fünfzehn Jahren ständig in Wien lebend, hat sich Kozmian auch früher in seiner literarischen Tätigkeit ungemein viel mit politischen und kulturellen Erscheinungen des Wiener Lebens beschäftigt. Die hier folgenden Betrachtungen veröffentlichte er im Jahre 1873 in der 'Polnischen Revue' in Krakau. Sie haben hier Platz gefunden, weil sie in ihrem allgemeinen Teil — Burgtheaterverfall, Direktionsjammer und realistischer Stil — von einer fast grotesken Aktualität sind, weil die vorzügliche Charakterisierung Lewinsky's die Bedeutung des Künstlers jenen in Erinnerung ruft, die sie zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum vergessen wollen, und weil ein Gedenken der großen Charlotte Wolter immer zeitgemäß ist in einer Zeit, die Thalien ein ärmliches Nachtsyl gewährt hat.
Anm. d. Herausg.

stärksten Gegensatz, und die Tragödie realistisch spielen, heißt, sie parodieren ...

Diese Begriffsverwirrung, diese ungenügende Unterscheidung der Wahrheit und Natürlichkeit vom Realismus, kann nach meiner Ansicht eine ernste Gefahr für die dramatische Kunst werden. Immer deutlicher tritt diese Tendenz zum Realismus selbst im Burgtheater hervor, und zwar bei einigen erstklassigen Schauspielern, welche, wie immer, den anderen und dem ganzen Theater den Ton angeben. Vor allem bezieht sich das auf Herrn *Lewinsky*, einen außerordentlichen, in mancher Hinsicht ganz exzeptionellen Künstler. Er verdient es, daß man sich mit ihm näher befaßt, nicht nur weil er ein Schauspieler ist, der in mancher Beziehung nicht seinesgleichen hat, sondern auch, weil er, für deutsche Bühnen wenigstens, diese Tendenz verkörpert. Herr *Lewinsky* ist vor allem ein intelligenter Schauspieler. Bei jedem Schauspieler, der über die Mittelmäßigkeit emporragt, muß eine Fähigkeit seinen Schöpfungen das Gepräge geben. Diese Fähigkeit ist bei Herrn *Lewinsky* die Intelligenz; er hat mehr Verstand als Phantasie, mehr Forschungstrieb und Reflexionstiefe als poetischen Schwung, er ist schöpferisch, aber nicht die Inspiration und Phantasie, sondern der Verstand bildet seine schöpferische Kraft. Er ist selbständig, aber es ist eine Selbständigkeit des Kopfes und nicht des Herzens; er hat eine Begeisterung des Gedankens und nicht des Gefühls. Deshalb ist auch keine seiner Rollen einer anderen ähnlich, und jeder von ihm dargestellte Charakter bietet dem Zuschauer eine unerschöpfliche Gelegenheit zum Studieren und Nachdenken. Aber eben infolge dieser Eigenschaften seines Talents hat er eine bedenkliche Neigung zum Realismus. Hinwiederum ist seine Intelligenz stark genug, ihn vor einem völligen Abgleiten auf dieser schiefen Ebene zu bewahren. Er ist von der Natur ziemlich stiefmütterlich ausgestattet worden, gehört nicht zu den Künstlern, deren schönes Äußere schon einnehmend wirkt; die Natur hat ihm nur das Merkmal der Intelligenz gegeben, das in seinen Augen und Gesichtszügen leuchtet; das ist viel, sehr viel und doch zu wenig für einen Schauspieler; seine Gestalt ist klein, seine Stimme weder stark noch volltönend, aber dank der Kraft des Willens und des Verstandes bringt er es zuwege, mit diesem unscheinbaren Äußeren die größten, erhabensten Gestalten zu verkörpern, ohne zur gemeinen Charakterisierung, zur Maske zu greifen; er versteht es, seine Stimme mit unerhörter Kunst zu benützen und zu biegen, seine Diktion ist eine der korrektesten und sein Vortrag einer der schönsten, die ich je gehört, so daß bei ihm die Meisterschaft der Kunst vollständig das alles ersetzt, worin sich die Natur geizig gezeigt hat. Infolgedessen ist jedes Auftreten des Herrn *Lewinsky* ein Studium für Kenner, und sehr interessant ist die Untersuchung der wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend mit Verstandeskraft erzielten geistigen Resultate; jede Abweichung, jede Verschiebung nach der einen oder nach der anderen Seite hat hier ihre Bedeutung. Gestern habe ich Herrn *Lewinsky* als Wurm in »Kabale und Liebe« gesehen und eben an dieser Rolle ist mir das Überwiegen der realistischen Richtung aufgefallen, welches zur Folge hat, daß diese Rolle blässer ausfällt, als es sich gehören würde, so daß dadurch der tragische Ton der ganzen Vorstellung abgeschwächt wird. Herr *Lewinsky* versteht seine Kunst ausgezeichnet; sehr oft besteht sein ganzes Spiel und seine ganze Meisterschaft darin — und das verstehen die wenigsten Schauspieler —, daß er sich nicht zu sehr auf den ersten Plan hervordrängt, daß er im Halbdunkel bleibt, um andere Hauptpersonen des Dramas nicht zu verdunkeln. Ich glaube aber, daß er als Wurm diese künstlerische Tugend zu weit treibt. Wurm ist die Hauptfeder der Aktion, das dämonische Element der Tragödie und indem man ihn allzu sehr in den Schatten rückt, ihn einfach, ruhig

und bürgerlich spielt, seine Gestalt verwischt, so wie es Herr Lewinsky tat, um desto besser den Präsidenten, Ferdinand, die Louise hervortreten zu lassen, so wird dadurch zugleich das dämonische Motiv der Tragödie gewissermaßen unterdrückt. Da auch die anderen Mitspielenden sich nicht immer auf tragischer Höhe zu halten wußten, so fehlte es der ganzen sonst vortrefflichen Aufführung an Schauer und Pathetik. Diesen allgemeinen Ton der Vorstellung, der zuweilen die tragische Note nicht erreichte, führe ich auf den magnetischen Einfluß des Herrn Lewinsky zurück, da er seine ganze Umgebung an geistiger Bedeutung überragt. Wer Herrn Lewinsky sonst nicht gesehen hätte, würde sich aus der Rolle des Wurm von seiner unbedingten Überlegenheit und wirklichen Vorzüglichkeit noch keinen rechten Begriff machen können; so hat er sich zurückgehalten und in den Hintergrund zurückgezogen, so sehr hat er gefürchtet, daß sein Wurm zu schwarz erscheinen könnte, und deshalb nur mit übertriebener Einfachheit und Realismus den Sekretär des Präsidenten dargestellt. Bloß in einer einzigen Szene erstrahlte plötzlich sein großes Talent und offenbarte, aber diesmal glänzend, erschütternd, den hervorragenden Künstler. In der Briefszene, als die gebrochene Louise sich zum Fenster stürzt, erreicht Herr Lewinsky im stummen Spiel die Höhe der Tragik und hebt meisterhaft das Dämonische des dargestellten Charakters hervor. Man fühlt, wie Wurm zittert, daß Louise nicht aus dem Fenster springe, wie er zugleich wütend ist, nicht vorausgesehen zu haben, daß die Verzweiflung des Mädchens seine kunstvolle Intrige durchkreuzen könnte. Als Louise vom Fenster weggeht, tritt ein kalter Schweiß auf Wurms Stirne und Herr Lewinsky wischt sich ihn mit einer so tragischen, so großartigen Geste ab, daß diese einzige Geste mehr wert ist und die Gestalt des Wurm besser kennzeichnet, als alle Bemühungen manches Schauspielers, aus Wurm den leibhaften Teufel zu machen. Wenn sonst die Vorstellung nicht immer auf der tragischen Höhe der Dichtung blieb, so hat Fräulein *Wolter*, welche zum ersten Mal die Lady Milford spielte, die tragische Note meisterhaft getroffen und durch die Gewalt ihres Spiels, durch Kraft und Anmut in der Wiedergabe des Charakters, alle und alles überragt. Diese phänomenale Künstlerin, die weitaus beste der deutschen Bühnen, steigt immer höher und überragt die Umgebung, sticht selbst von so ausgezeichneten Künstlern, wie jenen des Burgtheaters noch auffallend ab. Ihre Bedeutung liegt auch darin, daß Frl. *Wolter* in einer Zeit, wo wirkliche tragische Schauspielerinnen beinahe fehlen, eine wahrhaftige Tragödin ist, und zwar eine, die alle hierzu erforderlichen Bedingungen vereinigt. Ihr Wert ist aber ein absoluter und würde im Vergleich mit jeder Vorgängerin gar nichts einbüßen. Sie ist ein selbständiges, mächtiges, reiches Talent, dessen Hauptmerkmal die Wahrheit ist, eine unerhörte Wahrheit in der Diktion, in den Gesten, in der Wiedergabe der Gefühle — von den erhabensten, in welchen es am allerschwersten ist, das richtige Maß einzuhalten, bis zu den rührendsten, wo es so leicht ist, in Sentimentalität zu verfallen. Ich hatte in meinem Leben nur eine geniale Tragödin gesehen: die Rachel, und eben deshalb, weil sie ein Genie war, konnte sie keine Schule machen und hat auch keine gemacht, ihre göttliche Kunst hat gleichzeitig mit ihr die Welt verlassen. Nach diesem exzeptionellen Wesen hat niemand von der Bühne auf mich einen größeren Eindruck gemacht, als Frl. *Wolter* und zwar hauptsächlich durch die Wahrheit, welche sie nicht nur in der Komödie und im Drama auszeichnet, sondern die von ihr auch in die Tragödie eingeführt wurde. Ihre Wahrheit, ihre Einfachheit in großen Gestalten und großen Schöpfungen ist grandios, ist wirklich in Form und Geist griechisch. So und nicht anders hat man in Athen die großen griechischen Tragiker gespielt. Reden wir nicht von der Rachel, die ein ganz exzeptionelles Phänomen

war, aber bis Frl. Wolter hat man geglaubt, daß die Tragödie, besonders eine auf griechischen Motiven erbaute, jenes künstliche, kalte, akademische, geschraubte Pathos und die angelernte, die tragische Wirkung vernichtende Deklamation nicht entbehren kann. Deshalb hat man die Tragödien mit klassischen Gestalten entweder gar nicht, oder recht unausstehlich gespielt. Frl. Wolter hat den Beweis erbracht, daß man, ohne den Kothurn zu erklimmen, die Gestalten der griechischen Tragödien darstellen kann, wenn man sie mit der Kraft des Talents belebt und durchstrahlt. Ganz unbewußt, intuitiv hat sie den wahren griechischen Ton in der Tragödie getroffen. Und trotz ihrer Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit wird sie doch niemals in den Realismus verfallen. Davor schützt sie die überaus originelle und reiche Art ihres Talents, das voll Schwung, überraschend, blitzartig ist und ihre Schöpfungen zur idealen Höhe gerade da erhebt, wo man fürchten möchte, daß ihre Natürlichkeit, ihr ungekünstelter Vortrag, ihre einfachen Gesten sie auf das Niveau des Realismus herabdrücken könnten. Frl. Wolter ist keine reflektierende, vor allem intelligente Künstlernatur — im Gegensatz zu Lewinsky ist bei ihr alles Inspiration, Intuition, Instinkt. Nichts ist berechnet und ausgeklügelt — alles spontan und selbständig. Wenn sie auf die Bühne tritt, weiß sie gewiß nicht, in welcher Stelle sie den größten Eindruck machen wird, und gehört gewiß nicht zu jenen Künstlerinnen, welche in der Garderobe den Moment auswählen und berechnen, in dem sie sich den Applaus erobern müssen. Durch diesen großen Zug der Originalität und Spontaneität steht sie der Rachel am nächsten und ist die einzige, welche an den Eindruck, den die Rachel gemacht hat, erinnern kann.

»Elle ne declame point, elle parle; elle n'emploie pas, pour toucher le spectateur, ni ces gestes de convention, ni ces cris furieux dont on abuse partout aujourd'hui; elle ne se sert point de ces moyens communs, qui sont presque toujours inmanquables, de ces contrastes cadancés qu'on pourrait noter, et dans lesquels l'acteur sacrifie dix vers pour amener un mot ¹«. Diese Worte Musset's von der Rachel kann man heute auf Frl. Wolter anwenden. Je einfacher die Mittel sind, die sie gebraucht, je natürlicher, ungezwungener und ungekünstelter sie, selbst in der Tragödie, ist, desto größeren, stärkeren, unaussprechlichern Eindruck machen ihre tragischen Aufwallungen und Effekte, die bei ihr niemals aus dem Kopfe, sondern immer direkt aus der Brust kommen — aus jener geheimnisvollen, unerforschten Quelle, die das Talent ist. Dieselbe Frau, die aus ihrem Gefühl die stärkste tragische Note hervorbringt und die Zuhörer in Schauer versetzt, vermag auch die Zuhörer zu Tränen zu rühren, indem sie selbst auf der Bühne in Tränen zerfließt. Sie erreicht mit der intuitiven Kraft ihres Talents auch das, wozu sonst große Bildung, tiefe Intelligenz und Reflexion nötig wäre. In »Maria Stuart« kann es niemanden, der die Natur ihres Talents kennt, wundern, daß sie die große Szene mit der Elisabeth prachtvoll spielt und in der letzten Szene des fünften Aktes bis zu Tränen ergreift. Aber wirklich erstaunlich ist es, wie sie den ersten Akt, die Szene mit Burleigh spielt, die sonst durch alle Schauspielerinnen ohne Ausnahme gefälscht und verdorben wird. In dieser Szene ist sie nicht nur eine Königin, sondern auch ein erfahrener, geriebener Staatsmann, ein Politiker, der einem Burleigh die Stirne zu bieten vermag und zwar selbst einem von Herrn Lewinsky gespielten Burleigh; man fühlt, daß sie mit großen politischen Angelegenheiten vertraut ist und daß ihr diese Familien—Tradition im Blute liegt.

1 »Sie sagt nicht auf, sie spricht; sie gebraucht, um den Zuschauer zu bewegen, weder konventionelle Gesten noch wütende Schreie, die man heutzutage überall antrifft; sie benutzt auch nicht diese verbreiteten Weisen dieser rhythmischen Gegensätze, die man anmerken könnte und in denen der Schauspieler zehn Verse opfert, um ein Wort anzuführen.«

Sie hat etwas Männliches in sich, sie ist prachtvoll, unvergleichlich in dieser Szene, welche sie als erste so begriffen hat, wie sie Schiller auffaßte. Dieselbe Frau, die so erstaunlich eine Königin erraten hat, kann in einem Volksdrama, z. B. in der »Marie Anne« ein Weib aus dem Volke werden und ist dann einfach, ohne gemein, tragisch, ohne unwahrscheinlich zu sein. Ich habe schon erwähnt, wie großartig sie die griechischen Heroinen spielt. Es scheint nur, daß sie diese Gestalten mehr erraten, als durch Studium ergründet hat, man merkt das an den Gesten und Posen, welche fast zu wenig ausgearbeitet und von der griechischen Skulptur ganz unbeeinflusst sind, und doch bringt ihre Intuition einen riesigen Effekt, eine täuschende Illusion hervor. Ein Wort, eine Geste tragen uns durch ihre Macht in die griechische Welt. Wenn sie als Medea sagt: »Zurück! Wer wagt's Medeen zu berühren?« ist sie so tragisch und erhaben, daß sie in diesem Vers und dieser Geste den ganzen Charakter der Medea zusammenfaßt, in diesem einen Ausruf seine Synthese gibt; so viel Wildheit, Würde, Schmerz, Schauer und Verzweiflung ist darin, daß sich uns in einem Augenblick, durch diesen einen, in der höchsten Begeisterung gesprochenen Vers, die Seele Medeens und alles, wozu sie fähig ist, offenbart. Um solcherart in einem Wort, in einer Geste, die Totalität eines Charakters plastisch zur Darstellung zu bringen — muß man eine große Künstlerin sein. Dazu ein mächtiges, klangvolles Organ, eine Stimme, die ganz leicht zu den höchsten Tönen sich erhebt und zu den tiefsten herabsteigt, die mit Kraft die tragischsten und mit Zärtlichkeit die rührendsten Gefühle ausdrückt — und Gesichtszüge, die wirklich klassisch, ideal—klassisch sind, ein Gesicht, das der authentischsten altertümlichen Kamee gleicht, eine unaussprechliche Anmut um den Mund, man muß wirklich glauben, daß die Natur selbst an diesem Weibe Gefallen hatte und sie speziell mit der Bestimmung in die Welt setzte, daß sie eine große Tragödin werde und die Tradition der großen Schauspielkunst, der großen tragischen Erschütterungen in einer Zeit, wo sie immer seltener und schwächer werden, bewahre.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Ein ehrliches Wort]

Politiker. Nach dem Zusammenbruch ihrer ungarischen Ideale hat die 'Neue Freie Presse' (27. Jänner) ein ehrliches Wort gefunden: »Es ist JAMMERSCHADE UM DIE SUMME von Talent, politischer Bildung, Redlichkeit, Willens — und Tatkraft, DIE SICH IN DEM GRAFEN TISZA VERKÖRPERT«.

[Zum Fall Hervay]

Kriminalist. Ob durch die Abweisung der Berufung der Frau v. Hervay durch die höchste gerichtliche Instanz mein Urteil über den »Fall« abgeändert erscheint? Antwort: Nein. Ob es notwendig ist, dies außer durch den Hinweis auf alles bereits Gesagte besonders zu begründen? Nein. Meine Entscheidung ist in nicht—öffentlicher Sitzung erflossen.

[Tamagno in Wien]

Publikum. Tamagno in Wien ... Natürlich wurde er interviewt. Diesmal scheinen aber die verschiedenen Reporter bei verschiedenen Hotelzimmertüren eingetreten zu sein. Der von der 'Neuen Freien Presse' kam heraus und erzählte, Tamagno sei »untersetzt«, der Vertreter des 'Fremdenblatt' versicherte, Tamagno habe eine »hünenhafte Gestalt«. Der Mann von der 'Neuen Freien Presse' meldete, daß der berühmte Tenor 46 Jahre, der vom 'Fremdenblatt', daß er 54 Jahre alt sei. Dem von der 'Neuen Freien Presse' hatte Tama-

gno gesagt, daß er nie eine Wagner—Rolle gesungen habe, dem vom 'Fremdenblatt' hatte er von jener Zeit erzählt, in der er in Mailand »den Tannhäuser sang« ... Wenn ein berühmter Mann nach Wien kommt, funktioniert der Apparat der Wiener Presse tadellos. In jedem Stockwerke des Hotels wird er interviewt. Und meistens ist er um diese Zeit auch schon abgestiegen.

[Jubiläen]

Habitué.

»Josef Lewinsky feierte gestern sein fünfzigjähriges Schauspielerjubiläum ... ES IST WOHL ÜBERFLÜSSIG, heute auf die Einzelheiten dieser Künstlerlaufbahn einzugehen und die Bedeutung, die Lewinsky als Mitglied des Burgtheaters hat, NOCH SPEZIELL hervorzuheben ... «

So oder ähnlich hieß es. Bei Sonnenthal war's nicht überflüssig, seine Bedeutung wurde nicht nur konstatiert, sondern »noch speziell« hervorgehoben. Spezieller man kann nicht. (Ich gebrauche diese Wendung, damit der originelle Masaidek wieder einmal entdecken kann, daß sie »nicht deutsch« ist). Womit ich nicht sagen will, daß Herr v. Sonnenthal solche Ausführlichkeit nicht verdient hat. Die infernalische Blödheit einer Antisemitenpresse, die diesen außerordentlichen Schauspieler fortwährend als letzten Stümper behandelt und seinen Ruhm — als ob sich's um die Petersburger Revolution handelte — auf die Machinationen der »Stammesgenossen« zurückführt, wirkt ja nachgerade brechreizend. (Für dieses Gezücht ist Herr Benke ein größerer Tragöde). Aber die liberale Presse spielt sich, wenn's ein Sonnenthaljubiläum gilt, allzu demonstrativ als Religionsgenossenschaft auf. Und vor allem gibt's zu viel Sonnenthaljubiläen. Zu oft wird der ausgezeichnete Schauspieler siebzig Jahre alt. Vor ein paar Jahren — ich glaube 1902 — wurde irgendein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum Sonnenthal's gefeiert. Damals hieß es — ich glaube mich daran ganz genau erinnern zu können —, gleichzeitig begehe er auch seinen siebzigsten Geburtstag. »In aller Stille«. Heute erst wird sie unterbrochen, und der zweiundsiebzigste Geburtstag des Schauspielers wird als sein siebzigster gefeiert. Nach dem Theaterhistoriker Rudolph Lothar, der ein Buch über Sonnenthal gequatscht hat, ist er am 21. Dezember 1832 geboren worden. Selbst zu dieser Enthüllung, die ihr gewiß Freude bereitet hätte, ist die antisemitische Theaterkritik zu dumm gewesen. Sie vergreift sich lieber an einem ehrwürdigen Meister seiner Kunst, aus dessen Stimme wie aus dem Brunnengrunde tiefsten Empfindens die versunkene Glocke einer großen Burgtheaterzeit klingt.

[Serenissimus]

Humorist.

»Das einst so amüsante Werk ist ganz verblaßt ... Die ganze Aktualität der Satire ist verloren gegangen, der Spott gegen die Kleinstaatenmisere wird bestenfalls nur mehr als historisch empfunden ... Ähnliche Stimmung übt selbst die Musik: einzelne graziöse, filigrane Melodien sind frisch und schlagfertig geblieben, aber sehr vieles ist schon nachgedunkelt und verstaubt.«

Dies Urteil gibt ein musikkundiger Thebaner in der 'Zeit' über Offenbach's »Großherzogin«, die das Theater an der Wien in trostloser Aufführung wieder gebracht hat. Dennoch ist es der Wunsch aller Freunde echter Bühnenheiterkeit, daß dieser »verstaubten« Musik ein eigenes Theater errichtet werde, ein Offenbach—Haus, in dem seine Meisterwerke, aus der Sphäre des modernen Operettenjammers befreit, fröhliche Auferstehung fänden. Der Text der »Großherzogin« ist nach vierzig Jahren weniger »verblaßt«, als der der »Juxheirat« an ihrem Schöpfungstage. Jenem verdankt der moderne »Serenissi-

mus«—Humor seine ganze fragliche Lustigkeit. In »Großherzogin«, »Trapezunt« und »Blaubart« hat er seine künstlerische Berechtigung, in der modernen Witzblattliteratur und auf der Bühne des Herrn Reinhardt belästigt er als grund— und zeitloser Demokratenhohn, der Zustände trifft, die es in Deutschland wirklich nicht mehr gibt. Alle Welt würde einer gewissen Persönlichkeit dort draußen, bei deren Handlungen die Gediegenheit der Ausführung in umgekehrtem Verhältnis zu der Promptheit der Lieferung steht und deren Selbständigkeit eine tiefempfundene Kalamität bildet, alle Welt würde diesem Serenissimus einen zurechtweisenden Kindermann wünschen.

[Wortwitz und Bühnenwitz]

Literat. Die Übereinstimmung meiner und des Herrn Antropp Ansicht über »Wortwitz und Bühnenwitz« — siehe Nr. 173 ¹ — war eine zufällige, umso erfreulichere. Der Aufsatz des Herrn Antropp — eines der wenigen nichtliberalen Wiener Schreibtalente — ist zwar später als der der 'Fackel' erschienen, war aber schon vor dem Erscheinungstag der Nummer an die Redaktion der 'Österreichischen Rundschau' abgeliefert.

[Von Marconi]

Physiker. Sie schreiben: Einer der liberalsten österreichischen Physiker und Kenner des Telegraphenwesens, Hofrat KAREIS, hat uns schon vor zwei Jahren in der 'Neuen Freien Presse' versichert, daß MARCONI England mit Amerika drahtlos verbunden habe. Die Bestätigung dieser Nachricht ist zwar bis heute noch nicht eingetroffen, aber offenbar nur deshalb, weil der berühmte Erfinder zu sehr an Heiratsfieber leidet, daher nicht arbeiten kann. Zeitungsnachrichten zufolge, hat er sich der Reihe nach mit der Tochter des Präsidenten der Vereinigten Staaten, mit einer italienischen Fürstin und zuletzt mit einer reichen englischen Dame verlobt. Hofrat Kareis hätte also, um nicht zu fehlen, zunächst das Prophezeien bei einer alten Kartenaufschlägerin erlernen müssen, dann hätte er auch das Richtige vorausgesagt: daß Marconi sich verloben werde.

[Die Verdienste eines Bürgermeisters]

Ischler. Sie schreiben, daß die Ischler, um ihren Bürgermeister trauernd, mit einem heitern Auge den Nachruf der 'Neuen Freien Presse' gelesen haben, die unter Herrn Wiesinger's kommunalen Verdiensten in gesperrtem Drucke die Veranstaltung der »interessanten« Wohltätigkeitsvorstellung »von Julius Bauer's 'Was die Bettler singen' mit Frau Schrott und Herrn Tewele« anführt. Elektrizitätswerk, Tarifiermäßigung der Lokalbahn, Inhalatorium, dies alles werde — in durchaus verlogener Darstellung — ausschließlich zu dem Zwecke erwähnt, dem öden Bänkel, das die letzte Saison so sehr beeinträchtigt hat, noch einmal Reklame zu machen ... Ein wirkliches Verdienst des Bürgermeisters Wiesinger wurde nicht erwähnt. Er hat auf Betreiben der 'Fackel' sich für die Einhebung der Kurtaxe ², die den Journalisten und deren Familien bis ins vierte Glied statutenwidrig nachgesehen wurde, wieder ein wenig interessiert. Da nach der Kurorteordnung bloß ein Armutszeugnis und nicht die Zugehörigkeit zu einem journalistischen Räuberkonsortium von der Kurtaxe befreit, so hat er den wohlhabendsten Erpressern die Alternative gestellt, ihre Armut zu bekennen oder zu zahlen. Und sie bekannten ihre Armut.

[Der Protest eines Verkannten]

Dramatiker. Vor Jahren einmal hat mir ein Herr, der der Burgtheaterdirektion das Manuskript eines »Armen Heinrich« schickte, eine Beschwerde

1 # 06 »Literat«

2 s. Heft 114 # 10 »Eine Beschwerde«

darüber zukommen lassen, daß ihm das Manuskript, dessen Blätter er absichtlich verklebt hatte, ungelesen zurückgesandt worden war. Ich nahm die Beschwerde auf ¹, weil mir die Leichtfertigkeit einer Theaterdirektion doch bedenklicher schien als die Absicht eines Autors, jener eine Falle zu stellen. Ich überlegte freilich damals nicht, daß die Direktion den üblen Trick bemerkt und die Verbindung mit einem Autor, der sie voraus der Leichtfertigkeit bezichtigte, verschmäht haben konnte. Heute ist es klar, daß die Zurückweisung des Manuskriptes ein Fehler war. Denn der unaufgeführte Herr Gugitz glaubt heute — und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, den Glauben zu bekennen —, daß sein »Armer Heinrich« besser ist, erfolgreicher gewesen wäre als der Gerhart Hauptmann's und dem Freunde zuliebe von Herrn Schlenther abgelehnt wurde. An diesem Glauben des Herrn Gugitz ist nicht zu rütteln. Und so oft ein Grillparzer—Preis verteilt wird und Gerhart Hauptmann ihn erhält, wähnt Herr Gugitz, daß auch hier eine schämliche Intrige — Herr Schlenther sitzt in der Jury — ihn zugunsten des schlesischen Rivalen geschädigt habe. In dreispaltiger Polemik hat er sie neulich aufgedeckt und nur weil sie in der 'Deutschen Zeitung', dem Organ für Sprachreinigung, erschienen ist, sei hier einigen markanten Sätzen Raum gegeben —

»Schlesisch ist freilich WAS anderes als österreichisch und ZU WAS gibt einem Gott ein Amt, wenn man es nicht mißbrauchen kann? DAZU ist kein Verstand nötig, der einem sonst DAZU geschenkt wird. ZU WAS ist man auch Preisrichter beim Grillparzer—Preis?!«

»Alle diese zusammen scheinen NUR EINEN STOLZ DARAUF ZU LEGEN, sagen zu können ... «

»Dieser Preis, wie er diesmal verteilt wurde, ist ein Beitrag zur Geschichte des modernen literarischen Hochstapels.«

»Diese Namen werden der österreichischen Literaturgeschichte dadurch bekannt werden, daß man sagen kann, diese fünf waren die einzigen, die nicht NUR GAR KEINEN VERDIENST um sie haben, sondern die auch noch gewissenlos genug waren, den österreichischen Schriftstellern jede Hoffnung auf die Zukunft zu benehmen und das Ausland allein zu fördern.«

Der Autor dieser Sätze schreibt über sich wie folgt:

»Sitzt doch ein so guter Freund in der Burgtheaterdirektion, der ein anderes Stück 'Der arme Heinrich' von einem österreichischen Dichter lange vor Hauptmann's 'Armem Heinrich' mit verklebten Seiten zurückschickt, weil ... weil ... nun weil es vielleicht besser sein könnte.«

»Direktor Schlenther hat sein Amt mißbraucht, indem er ein dichterisch wertvolles Stück eines Österreicherers einfach im vorhinein zugunsten seines Freundes verworfen hat. Ein Kollegium solcher Preisrichter, das ein solches Individuum in seiner Mitte hat, kennzeichnet sich von selbst ... «

Was würde die antisemitische Presse sagen, wenn ein Judenblatt einem »Stammesgenossen« drei Spalten zum Ausdruck solcher Gesinnung in solchem Deutsch zur Verfügung stellte?

[Was man nur andeuten kann]

Moralist. Und wieder die 'Deutsche Zeitung'. Orpheum—Theater. Zum erstenmal: »Eine Hochzeitsnacht«, Vaudeville.

»Der Titel verspricht schon viel, aber das Stück hält fast noch mehr. Was an tollem, echt französischem Possenübermut möglich, ist in dieser Hochzeitsnacht aufgespeichert, die allerdings nicht

1 s. Heft 20 »Antworten des Herausgebers« »Bühnenschriftsteller«

für Mädchenpensionate — gedichtet wurde, dafür aber umso lustiger auf etwas reifere Gemüter wirkt. Die Vorgänge, die sich in der Hochzeitsnacht auf der Bühne abspielen, können allerdings nicht erzählt, sondern nur angedeutet werden.«

Folgt Andeutung: Absteigequartier, Schauspielerin, hochzeitliche Freuden, Hochzeitsgemach, hochzeitliches Schlafzimmer, Schlaftrunk, toll, kapriziös, elegant, Szenen im hochzeitlichen Bett, Sehenswürdigkeit, für Rest der Saison ausgesorgt ... Wie beurteilt diese christlich—soziale Gesellschaft in Leitartikeln, Gemeinderatssitzungen, Versammlungen solche Probleme und wie in der Theaterrubrik! Ja, Gabor Steiner's Inserate haben eine versöhnende Gewalt. Vor ihnen erst zeigt es sich, daß Jud und Christ Kinder eines Vaters sind.

MITTEILUNG DER REDAKTION

Von zahllosen Einsendern unverwendbarer Manuskripte wird die Erledigung urgiert. Sie seien auf die wiederholt erschienene Kundmachung verwiesen: »Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesendet, wenn *frankiertes und adressiertes Kuvert* beilag. Es genügt die einer Drucksache entsprechende Frankierung, da die Rücksendung wegen Zeitmangels ohne schriftliche Begleitworte, Bedauern oder Begründung, erfolgt«.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**